

36. Landeswettbewerb

Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg 2026

Thema 7: Ein Gespräch, das nie geführt wurde.



Vivien Lingenfelser, Jahrgangsstufe 2

Justus-Knecht-Gymnasium Bruchsal

Fremdkörper

I

Du sitzt neben dem Bett und das Zimmer weiß mehr als du. Es kennt Abschiede, kennt das Ausharren, die Pause zwischen zwei Atemzügen. Dein Körper ist weder angespannt noch gelöst, sondern verharrt in jener Zwischenhaltung, die man einnimmt, wenn man nicht weiß, wie lange man bleiben wird.

Der Raum ist klein. Er riecht nach kaltem Kaffee, nach Haut, nach etwas Metallischem, das du nicht genau zuordnen kannst. Das Desinfektionsmittel sticht in der Nase. Unter dem Fenster summt die Heizung. Draußen Vogelzwitschern. Irgendwo blüht etwas. Du hast nicht nachgesehen, wie warm es heute wird. Es ist kein steriles Zimmer, nicht mehr. Zu viele Spuren: ihre Handcreme auf dem Nachttisch, eine halbleere Flasche Apfelschorle, ein Buch, das sie seit Wochen auf derselben Stelle aufgeschlagen lässt. Bestimmt ist da jetzt ein Knick im Rücken. Das konntest du noch nie leiden.

Auf dem Nachttisch steht eine blaue Vase mit gelben Tulpen. Sie gehören nicht hierher, sie sind viel zu lebendig für diesen Ort und genau deshalb stehen sie da. Du weißt nicht, wer sie gebracht hat, oder wann. Vielleicht gestern. Vielleicht heute. Hier drinnen hat die Zeit beschlossen, ihre Schuhe auszuziehen und zu bleiben.

Über der Tür hängt eine Uhr. Tick. *Ich gehe weiter.* Tack. *Mit oder ohne dich.* Tick.

Du sitzt auf einem Stuhl, der nicht für Warten gemacht wurde. Deine Ellbogen spüren ihn zuerst. Dann dein Rücken. Dann dein Atem. Du wechselst die Position, aber es hilft nicht.

Sie liegt da. Nicht schlafend, nicht wach. Manchmal glaubst du ihre Lider zittern zu sehen. Du fragst dich, ob das ein Traum ist oder nur ein Muskel, der sich weigert aufzugeben. Du weißt nicht, ob sie dich hören würde. Du weißt nur, dass der Monitor ihren Puls kennt und dass du ihren nur errätst. Das Piepen füllt die Pausen.

Du bist früher aufgestanden als sonst, hast dich nicht gekämmt. Du wolltest sie sehen, bevor die Schwestern kommen. Irgendwas in dir glaubt, dass man mit dem Tod allein sein sollte, auch wenn das wahrscheinlich Unsinn ist. Ihre Schultern sind schmal geworden.

Du fragst dich, ob man verzeihen kann, ohne dass jemand darum bittet. Oder ob Verzeihen nur Schweigen ist, das anders heißt. Ihr hattet Übung darin. In diesem Schweigen.

Du weißt nicht, wann du das erste Mal gemerkt hast, dass irgendwas nicht passt. Vielleicht war es das Fotoalbum, dass sie nie zeigen wollte. Oder der Spitzname deiner Großmutter, die dich ihr Geschenk genannt hat. Das hast du damals nicht verstanden. Vielleicht war es aber auch die Tatsache, dass Mutter dabei immer den Kopf senkte, als hätte sie jemand ertappt.

Einmal, da warst du wohl zehn, hast du sie gefragt, warum du keine Babyfotos hast, auf denen sie dich im Arm hält. Sie meinte, sie habe Kameras noch nie gemocht. Das klang plausibel. Später, Jahre später, hast du das Fotoalbum angeschaut. Du hast vorne angefangen, so wie man das macht. Alles war da. Die Sommer am See, Geburtstagskronen, Tannenbäume mit schiefen Sternen. Du hast weitergeblättert, weil du dachtest, gleich kommst du. Aber du kamst erst später.

Dann hast du verstanden, dass plausibel nicht das Gleiche ist wie wahr.

Jetzt bewegt sie die Lippen, als wollte sie etwas sagen, aber der Ton bleibt aus. Du beugst dich vor: Nur ein Zucken im Augenwinkel. Dafür ist er wieder da, der alte Knoten in deinem Hals. Er ist größer geworden mit den Jahren. Fester. Er sitzt jetzt nicht nur da, sondern scheint das Zwerchfell nach unten zu drücken, als würde jemand sanft, aber bestimmt, einen Fuß daraufstellen.

Du sprichst selten hier. Man soll ruhig sein, sagen sie, das sei besser für sie. Fast musst du lachen, die Stille weiß doch längst, wer ihr seid. Schon in deiner Kindheit war sie jemand, der in Sätzen sprach, denen das Ende verloren ging.

“Wenn du wüsstest, wie...” Oder: “Manchmal denke ich, dass...”

Und dann brach sie ab, sah zum Fenster, als sei das, was sie meinte, dort draußen verschwunden.

Du erinnerst dich an einen Nachmittag im Frühling, du warst sechs oder sieben. Es regnete, der Himmel hing tief über der Stadt. Sie hat Kuchen gebacken, Apfelkuchen, den mit zu viel

Zimt, den du so gerne mochtest. Du saßst auf der Arbeitsplatte, hast die Beine geschwungen, und sie erzählte von einem Film, den sie gesehen hatte. Ein Junge, der seine Mutter verlor. Sie sagte: "Das Schlimmste ist, wenn man nicht mehr weiß, wohin man gehört." Du hast nicht verstanden, warum sie das sagte. Du gehörs doch hier hin, dachtest du. Zu ihr, zu ihm, in dieses Haus, in dem die Tür nie richtig schloss und man nachts das Rauschen der Straße hörte.

Als sie vor drei Wochen ins Krankenhaus kam, sagte der Arzt, es sei nur eine Routineaufnahme. „Wir beobachten das ein paar Tage.“ Er sagte es so beiläufig, dass du es geglaubt hast. Aber dann wurden aus Tagen Wochen. Und jetzt zählt niemand mehr. Dein Vater kommt kaum. Er kann das nicht, sagt er. Du weißt nicht, ob er das Sterben meint oder das Schweigen.

Ihr redet am Telefon, als wärt ihr Arbeitskollegen, die ein Projekt koordinieren. Er fragt: „Warst du heute bei ihr?“ Du: „Ja.“ Er: „Wie war's?“ Du: „Ruhig.“ Dann Rauschen. Er seufzt und sagt: „Gut. Dann bis morgen.“ Und jedes Mal denkst du: Wie immer.

Du stehst auf, trittst ans Fenster. Draußen zieht ein Mann einen Rollkoffer über den Hof, das Rad klappert über den Kies. In der Ferne ein Vogel, der sich verflogen hat. Du erinnerst dich an die Zugfahrten in den Ferien. Ihr seid nach Süden gefahren, immer an denselben Ort. Mutter las, Vater schlief, und du hast die Tunnel gezählt. Einmal, da warst du vielleicht neun, hat dich eine ältere Frau im Abteil gefragt: „Du hast gar nicht ihre Augen. Von wem hast du die?“ Du hast zu deiner Mutter gesehen. Sie lachte und sagte: „Von der Sonne. Er ist so viel draußen.“ Und du hast geschwiegen. Du hast geschwiegen, weil dort, am rechten Mundwinkel, nichts war. Die Falte, die sonst immer mitlachte, ließ dich im Stich.

Jetzt, hier, so viele Jahre später, denkst du an diesen Moment, als wäre er ein Riss in einer alten Tapete, unter dem das echte Muster durchscheint. Du hattest Angst vor der Frage, nicht vor der Antwort. Du drehst dich wieder zu ihr um. Ihr Atem ist flach.

Ein Piepen reißt dich aus den Gedanken. Die Maschine zeigt einen Sprung. Eine Schwester kommt, überprüft etwas, nickt, sagt: „Alles stabil.“ Dann geht sie wieder. Du bleibst. Es ist

eigenartig, wie viel man in einem Zimmer verlieren kann, das kaum größer ist als ein Wohnzimmer. Manchmal hast du das Gefühl, dass ihr euch gegenseitig beim Verschwinden zuseht. Draußen geht die Sonne unter, oder auf, du kannst es nicht mehr unterscheiden. Du bleibst noch eine Weile sitzen. Die Schatten im Zimmer dehnen sich, und mit ihnen dehnen sich die Jahre zurück.

II

Der Sommer begann wie ein Fehler im System. Zu warm, zu früh, zu still. Die Hügel hinter dem Dorf lagen wie schlafende Tiere, und die Wege rochen nach Staub und Harz, nach Dingen, die sich erhitzt hatten und nicht wussten, wohin mit ihrer Wärme. Alles war ein bisschen überbelichtet, als hätte jemand an den Farben gedreht, ohne zu fragen. Du warst zwölf, womöglich auch dreizehn. Ein Alter, in dem man noch glaubt, man könnte die Wahrheit hören, wenn die Erwachsenen nur laut genug sprechen. Aber deine sprachen leiser, je älter du wurdest.

An einem dieser Nachmittage seid ihr die alten Treppen zur Anhöhe hinaufgelaufen, aus der Zeit, als dort noch Wein wuchs. Die Stufen waren längst gebrochen, dünne Gräser sprossen aus den Rissen. Mutter ging vor dir, die Hände im Jackensaum vergraben, obwohl es warm genug war, um kurzärmlig zu gehen. Du erinnerst dich an ihre Schritte. Langsam, vorsichtig, als hätte sie Angst etwas kaputt zu machen.

Oben setzte sie sich auf den flachen Stein, den ihr „den warmen Stein“ nanntet. Er fühlte sich immer ein bisschen nach Sonne an, selbst an Regentagen. Du hast dich neben sie gesetzt und ihr habt lange nichts gesagt. Das Nicht-Sprechen war damals noch nicht unangenehm, es hatte nur etwas Erwartendes. Als stünde etwas unmittelbar bevor oder wäre bereits geschehen, ohne dass ihr es bemerkt hättet. Sie strich dir eine Strähne aus dem Gesicht und in ihrem Blick lag eine Sehnsucht, die du damals nicht verstanden hast. „Du wirst groß“, sagte sie. Nur das. Ihr Blick blieb an deinem Gesicht hängen. Du hast gelacht, weil man mit zwölf eben über solche Sätze lacht. „Bin ich doch schon“, hast du dann gemeint und sie hat den Kopf geschüttelt.

Dann habt ihr in die Hügel geschaut. Die Hitze flirrte über den Wiesen, Schmetterlinge taumelten durch die Luft, als hätten sie zu viel Sonne abbekommen. Ein Traktor hat in der

Ferne gebrummt. Mutter hat tief eingeatmet. „Manchmal“, hat sie gesagt, „muss man Dinge lassen, wie sie sind.“ „Welche denn?“ Dann hat sie geseufzt. „Die, die man nicht ändern kann.“ Das war der erste Satz, der sich wie ein Hinweis angefühlt hatte, ohne dass du wusstest, wofür. Genickt hast du trotzdem.

Es hat in diesem Sommer viele solcher Sätze gegeben. Kleine, unauffällige, die sich in den Tagen versteckten wie Kieselsteine im Gras. Du hast sie wie Fundstücke in dir gesammelt, sie nachts unter dem Kopfkissen gedreht. Vielleicht, weil man mit zwölf ahnt, dass Erwachsene nicht immer die Wahrheit sagen. Vielleicht, weil du wusstest, dass irgendetwas an euch beiden nicht ganz stimmte.

Eines Abends, als die Hitze endlich nachließ, seid ihr mit dem Rad über den Feldweg gefahren. Vater war wieder einmal länger im Laden geblieben. Die Sonne sank, die Reifen glitten über den Staub. Mutter fuhr zu schnell für einen Abend, an dem die Luft wie Honig war. Der Weg führte durch Gärten, wo die Nachbarn ihre Tomaten gossen und alles nach Erde und warmem Metall roch. Du bist vorausgefahren und als du dich umgedreht hast, sahst du sie plötzlich stehen. Mitten auf dem Weg, das Rad neben sich. Ein Hund bellte. Ein Vogel löste sich erschrocken aus einem Apfelbaum. Dann bist du zurückgefahren.

„Alles okay?“

Sie nickte.

„Ja. Nur... ich musste kurz...“

„Durchatmen.“

Sie nickte, obwohl du wusstest, dass das nicht stimmte.

„Manchmal denke ich, dass du besser aufgehoben wärst...“

Dann brach sie ab, wie jemand, der eine falsche Tür öffnet.

„Was meinst du?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Schon gut. Vergiss, dass ich das gesagt habe.“

Aber du hast es nicht vergessen. Der Satz klebte an dir wie Staub auf nackter Haut. Da hast du ihn zum ersten Mal gespürt. Als du die Frage stellen wolltest, blieb sie dir im Hals stecken, die Luft weigerte sich daran vorbei in die Lungen zu strömen. Du hast versucht, sie runterzuschlucken, doch sie gab nicht nach. Also hast du gelernt, um den Knoten herum zu atmen.

Während dieses Sommers bist du oft allein in die Hügel gegangen. Du mochtest die Ruhe, das Gefühl, dass niemand etwas von dir wollte. Einmal sahst du sie unten am Weg stehen, als du zurückkamst. Ihre Arme hingen wie Äste von ihren Schultern.

„Du warst lange weg.“

„Ich habe nur gespielt.“

„Allein?“

„Ja.“

„Schon wieder?“

Du hast genickt. Dann ist sie einen Schritt auf dich zu getreten.

„Versprich mir, dass du...“

Da war er wieder, dieser Halbsatz. Du wolltest etwas sagen, doch da war etwas wie Furcht in ihrem Gesicht. Also hast du geschluckt und geschwiegen.

Der Sommer ging weiter, aber etwas hatte sich verschoben. Wenn du gelacht hast, sah sie dich an, als sei das ein Geräusch aus einer anderen Zeit. Wenn du nachts Wasser geholt hast, hast du sie in der Küche weinen gehört. Ganz leise. Dann bist du im Flur stehen geblieben, hast die Luft angehalten, bis dir schwindlig wurde. Du dachtest, jede Mutter weint manchmal. Jetzt weißt du, dass es verschiedene Sorten von Weinen gibt. Manche lösen sich auf, andere brennen sich ein.

Wenn du heute daran denkst, siehst du den Sommer nicht mehr als etwas Helles. Er ist gelb, ja, und weit und warm, aber unter allem liegt ein Schatten, hartnäckig wie eine zweite Ebene im Bild, die sich nicht löschen lässt. Du hast gelernt, mit Pausen zu leben, mit Zwischenräumen, in denen Menschen Dinge verstecken, weil sie denken, man sei zu jung, um sie zu tragen. Aber du hast sie trotzdem getragen, ohne ihr Gewicht zu kennen.

Am letzten Ferientag seid ihr noch einmal nach oben gegangen. Der Stein war warm, der Wind roch nach Heu. Mutter setzte sich, zog die Knie an, legte das Kinn darauf.

„Du weißt, dass ich dich liebe“, sagte sie. Du wolltest lachen, wie jedes Kind es tut, wenn etwas zu ernst klingt.

Aber das hast du nicht. Du sagtest: „Ich weiß.“

Und in dem Moment wusstest du zum ersten Mal, dass das nicht stimmte. Du wusstest es nicht. Oder nicht so, wie man es wissen sollte. Sie hat dann genickt, als hätte sie genau diese Antwort erwartet.

Dann seid ihr aufgestanden, den Hang hinuntergegangen, und der Sommer blieb wie ein Tier zurück, dass man nicht zu füttern weiß.

III

Es gab eine Zeit, in der du glaubtest, Türen seien nur dafür da, Räume voneinander zu trennen. Später hast du verstanden, dass sie auch Menschen trennen können. Und manchmal ganze Jahre.

Es begann nicht abrupt. Nichts in eurer Familie begann je abrupt. Dinge sickerten. Sie setzten sich ab wie Staub auf einem Regal, den man erst bemerkt, wenn man langsam mit dem Finger darüberfährt und der helle Streifen zurückbleibt. In den Jahren nach diesem

Sommer wart ihr drei in einem Haus, das sich anfühlte, als hätte es mehr Wände bekommen. Der Flur wurde länger. Das Wohnzimmer kleiner.

Und in der Küche, wo früher deine Beine von der Arbeitsfläche baumelten, war es plötzlich so still, dass selbst das Klicken des Wasserkochers klang, als entschuldige er sich für seine Existenz. Mutter sprach weniger. Vater sprach anders. Und du lerntest, wie man sich zwischen Stimmen bewegt, die sich gegenseitig meiden.

Da war noch ein Geräusch, das du nie vergessen hast: Das Klicken der Badezimmertür hinter deinem Vater. Er stand oft dort drin, minutenlang. Du hast nie Wasser gehört. Kein Rasierer. Wenn er wieder herauskam, roch er nach Seife, obwohl du dir sicher warst, dass er sich nicht gewaschen hatte.

Du erinnerst dich an ein Abendessen im Herbst. Es hat geregnet, und das Geräusch auf dem Dach klang wie das Trommeln von Fingerspitzen auf dem alten Holztisch. Mutter stellte die Teller hin: Nudeln, Tomatensoße, irgendetwas Einfaches.

Ihr habt euch hingesetzt. Vater fragte: „Alles klar in der Schule?“ Du hast genickt. Mutter sagte: „Er hat gute Noten.“ Vater nickte.

Und wieder: Türgeräusche in einem Raum ohne Türen.

In dieser Zeit ging Mutter immer öfter allein zu spazieren. Sie hatte ihre Routen: den Weg am Bach, die Runde durch die Kleingärten, den versteckten Pfad hinter der alten Turnhalle, den kaum jemand kannte. Sie ging schnell, fast fluchtartig. Manchmal kam sie zurück und ihre Wangen glühten, als hätte der Wind ihr etwas ins Gesicht geschrieben, das sie nicht abwischen konnte. Einmal sahst du sie am Rand des brachliegenden Fußballplatzes, Gras über die Linien gewachsen. Sie wirkte, als würde sie warten.

Du bist nach Hause gerannt, bevor sie dich sehen konnte. Du weißt nicht, warum. Vielleicht hast du geahnt, dass dieser Anblick keiner war, den ein Kind haben sollte.

Vater hingegen wurde lauter in seiner Wortlosigkeit. Er redete zwar, aber die Sätze zerfielen zugleich im Raum.

„Wir müssen einkaufen“, sagte er. „Ich fahr später tanken.“ „Alles wird gut.“

Dieser letzte Satz kam oft. Zu oft. Wie ein Pflaster auf einer Wunde, die größer war als die Packung, aus der das Pflaster kam.

Du hast dich damals gefragt, wann Erwachsene beginnen, Sätze zu sagen, an die sie selbst nicht glauben. Du hast dich gefragt, ob man das hören kann. Du glaubst, du konntest es.

In den Gruppenarbeiten in der Schule wurdest du leiser. Du hast nicht gemerkt, dass es auffiel. Aber dann, irgendwann, da fielen schon die ersten Blätter von den Bäumen, sagte sie einmal: „Es ist gut, dass du nachdenkst, bevor du sprichst. Aber sag es auch.“ Du hast genickt. Sag es auch. Zu Hause sagte niemand etwas.

Du bist nachmittags länger draußen geblieben. Den Spielplatz mochtest du nicht mehr: Zu laut, zu fröhlich. Stattdessen sahst du hinter dem Geräteschuppen der Schule: Es roch nach Gummi, Blech und ein bisschen nach Moder. Niemand fand einen dort, aber man hörte trotzdem die Welt wie durch eine Wand.

Einmal hast du auf dem Küchentisch einen Brief gefunden. Er war an Mutter adressiert, mit einer Schrift, die wichtig aussah.

Der Umschlag war offen. Aber dann hast du Schritte im Flur gehört und ihn schnell wieder zurücksteckt, ohne ihn gelesen zu haben. Schuldig gefühlt hast du dich trotzdem. Als du Mutter gefragt hast, ob die Post heute da war, meinte sie: „Nur Werbung.“ Ihr Blick glitt dabei an dir vorbei, als wärst du ein Möbelstück. Und du wusstest, dass sie log. Und, dass sie merkte, dass du es merktest.

Mutter begann, abends zu schreiben. Nicht Briefe, sondern... irgendetwas. Sie saß am Küchentisch, die Lampe über ihr warf einen gelben Kreis um sie herum, der aussah wie eine Insel, auf der nur sie Platz hatte. Wenn du hineinkamst, zog sie das Heft ein Stück zu sich. Nie hastig, aber deutlich genug, dass du es bemerkt hast. Als du sie danach gefragt hast, antwortete sie: „Ich sortiere.“

„Was denn?“

„Gedanken.“

Du stelltest dir vor, wie man Gedanken sortiert. Wie Wäsche. Wie Sandkörner. Wie Kieselsteine. Aber deine Hilfe wollte sie nie.

Vater begann, später nach Hause zu kommen. Er roch nach der Kneipe gegenüber dem Laden. Nach Bier, nach Rauch, nach Ausweichen. Wenn er die Treppe hochging, knarrte die dritte Stufe. Seine Müdigkeit konntest du im Holz hören.

Einmal kam er ins Wohnzimmer, setzte sich neben dich aufs Sofa. Im Fernsehen lief irgendein alter Action-Film.

Er sah nicht hin. Er sagte: „Du weißt, dass wir dich lieben, oder?“ Plötzlich hocktest du regungslos da, als hätte dich jemand festgehalten. Tief in dir drin wusstest du jetzt, dass der Satz nur in Familien fällt, in denen etwas nicht stimmt. „Ja.“ Es war eine Lüge, die du zum ersten Mal bewusst aussprachst. Sie schmeckte nach Metall. Er nickte erleichtert. Als hättest du ihm die Arbeit abgenommen, etwas zu erklären, das er nicht erklären konnte.

Du weißt nicht, wann genau du begreifst, dass deine Eltern nicht mehr miteinander leben, sondern nebeneinander.

Vielleicht am Klang des Bestecks. Vielleicht an den Wochenenden, an denen ihr nichts miteinander gemacht habt, weil niemand wusste, wie man Gemeinsamkeit vortäuscht. Vielleicht daran, dass du immer leiser gehst, damit die Stille nicht erschreckt.

Später hast du verstanden, dass diese Jahre dich geformt haben. Damals wusstest du nur eines: Dass ein Haus voller Menschen sehr ruhig sein kann. Und dass du begonnen hast, dieses Schweigen mitzunehmen.

Wenn du jetzt zurückblickst, siehst du die Jahre der Türen wie ein Korridor aus verpassten Chancen. Aber zu der Zeit fühlte es sich nicht so an. Alltag, eben. Gewöhnlich. Eine Art Wetterlage, in der man einfach lebt. Wie man Türen öffnet, weißt du immer noch nicht. Nur, dass du dir wünschst, es bereits getan zu haben.

IV

Die Schwester von der Palliativstation ruft an einem Donnerstagnachmittag an. Sie nennt deinen Namen, ihren Namen, eine Uhrzeit und das, was passiert ist. Die Stimme wiederholt Sätze, die für andere erfunden wurden. Du stehst mitten in deiner eigenen Küche, hältst ein Butterbrot in deiner Hand und nickst. „Danke“, antwortest du. Dann legst du auf.

Du fährst nicht sofort hin. Du stellst das Brot zurück auf den Teller. Du wäscht das schmutzige Messer ab, dann die Arbeitsplatte, die schon sauber war. Du brauchst die Fahrt durch den Schnee, die roten Ampeln, das Parkhaus, die endlosen weißen Gänge. Du brauchst den Puffer.

Sie liegt da, kleiner als du sie in Erinnerung hattest, zusammengefaltet unter zu viel Weiß. Sie sieht aus wie sie, nur ohne die Sorgenfalte zwischen den Augenbrauen. Du hältst ihre Hand, weil du das Gefühl hast, dass das Richtige ist. Irgendwer hat das bestimmt mal so gemacht. Nur fühlt es sich nicht an wie im Film. Ihre Hand in deiner ist ein Stück warmes Plastik. Du wünschst dir, sie wäre wenigstens kalt. Der Gedanke ist dir unangenehm, und noch unangenehmer ist dir die Nähe des eigenen Körpers. Deine Hand schwitzt, dein Rücken tut dir weh vom Vorbeugen, dein Magen knurrt. Niemand sagt dir, wie lange man sowas macht. Du fragst dich, ob es eine Regel gibt. Zehn Minuten? Dreißeig? Bis jemand reinkommt? Bis die Hand endlich kalt wird? Du bist dir nur allzu sehr bewusst, dass du dir diese Fragen nur deshalb stellst, weil du noch lebst und sie nicht mehr, und das fühlt sich eklig an. Du willst nicht der Erste sein, der loslässt. Doch die Hand auf deiner Schulter kommt nicht, niemand sagt dir: „Es ist gut, du kannst jetzt gehen.“ Als deine Finger steif werden, fühlt es sich an, als hättest du einen Stift zu lange gehalten. Du bist dir sicher, es muss eine richtige Art geben, das zu tun, und du kennst sie nicht. Du löst den kleinen Finger zuerst, dann den Ringfinger. Mittelfinger. Beim Zeigefinger wirst du plötzlich nervös, weil du merkst, dass ihr gerade aktiv von „Wir berühren uns“ zu „Wir berühren uns nicht“ wechselt, und das fühlt sich viel zu mechanisch an für etwas, das eigentlich groß sein sollte. Du wünschst dir einen Regisseur, der „Cut!“ ruft, eine Kamera, die wegschwenkt. Du reibst dir die Handfläche am Oberschenkel ab. Und dann gehst du raus, viel zu schnell, und du weißt sofort, dass du zu schnell warst, aber du kannst schlecht nochmal umdrehen und langsam rausgehen, das wäre noch seltsamer. Außerdem hast du noch einen Satz im Mund, aber der

Moment ist vorbei, und jetzt umzudrehen, nur um ihn loszuwerden, geht auch nicht mehr. Also gehst du diesen zu schnellen Gang den Flur entlang, und denkst, dass es gut so ist. Reden war sowieso noch nie eure Sprache.

V

Ihre Wohnung riecht nach Staub und altem Tee. Alles ist an seinem Platz, makellos geordnet. Ihr Lesestuhl steht im gleichen Winkel wie immer. Hier hatte alles seinen Platz. Auch du. Auf dem Couchtisch liegt das Fotoalbum. Du schaust nicht hinein.

Den Brief findest du auf ihrem Nachtsch. Du setzt dich auf den Rand des Bettes. Die Stille setzt sich zu dir. Sie sagt nichts. Der Umschlag ist cremefarben. Dein Vornahme steht darauf, in ihrer Schrift, dieser runden, ungeduldigen Schrift, die immer ein wenig tanzte, selbst auf Einkaufszetteln. In den letzten Jahren ist sie zittrig geworden. Du weißt, was drinsteht. Und du weißt auch, dass du es niemals lesen wirst.

Im Wohnzimmer ist der Kamin kalt. Du denkst an den Sonntag, als ihr noch hier gesessen habt. Sie hatte den Mantel über den Schultern gehabt, obwohl das Feuer gegen die Scheibe schlug. Als du gefragt hast, ob sie friert, hat sie nur den Kopf geschüttelt und in die Glut gesehen. Du kniest dich hin. Dann faltest du das Papier einmal, zweimal, bis es ein festes, dickes Bündel ist. Die unbeschriebene Seite nach außen.

Die kalte Asche vom letzten Winter wartet bereits. Das Streichholz zischt, als die Flamme die Ecke berührt. Kurz zögert sie. Dann beginnt sie zu fressen. Langsam, bedächtig. Sie kriecht die Ränder entlang, verzehrt deinen Namen Buchstabe für Buchstabe, verschlingt die versiegelte Klappe, lässt das Papier sich zu einer schwarzen, aschefarbenen Blüte zusammenrollen. Du siehst zu, ohne zu blinzeln. Es steigt kein Rauch auf. Nur eine kurze kontrollierte Hitze, die das, was hätte sein können, in das verwandelt, was es jetzt nun mal ist: Nichts.

Als das Feuer erlischt und nicht mehr als ein Haufen warmer, grauer Flocken ist, stehst du auf. Instinktiv, wie ein Reflex gegen dein Schweigen, schluckst du. Es passiert nichts. Kein Druck. Kein Widerstand. Nur die mühelose, glatte Bewegung deiner Muskeln. Du fährst mit der Zunge an den Rachen. Nichts. Du schluckst nochmal, gierig, suchend. Dann wieder,

hektischer. Er ist weg. Ein kurzes, keuchendes Geräusch entweicht dir. Dann spürst du plötzlich Nässe auf deinen Wangen.

Du weinst nicht um sie. Du weinst um diese Sache, die schon viel zu lange in deinem Hals hängt. Die Tränen laufen nicht schön, über Mund und Hals, in den Kragen deines Pullovers. Dein Atem stolpert, keucht, wird heiser. Du deckst das Gesicht mit den Händen ab, weil es dir peinlich ist, obwohl niemand da ist, der zusieht. Je länger du weinst, desto weniger weißt du, warum. Dein ganzer Körper schreit, krampft, würgt, als wollte er den vertrauten Schmerz einfach ausspucken, den letzten Teil von ihr, der noch immer in dir lebt.

Du weinst, weil du jetzt frei atmen kannst und die Luft nach nichts schmeckt.

Du weinst, weil das kleine Kind endlich seine Frage stellen kann, und sie nicht da ist, um sie zu hören.

Du weinst, bis deine Hände feucht sind, bis der Pulli nass wird, bis der Körper müde ist. Bis nur noch das schluckende Geräusch deiner eigenen, leeren Kehle bleibt.

Und dann ist da Ruhe. Kein Dröhnen im Kopf, kein Knoten im Hals, keine Gedanken, die schneller sind als du.

Du weinst, weil es endlich still ist.

Und weil diese Stille zum ersten Mal dir gehört.